



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Ein deutscher Fürst in russischen Diensten : Memoiren des Herzogs von  
Württemberg. - Erster bis dritter Theil. 1.

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

## Ein deutscher Fürst in russischen Diensten.

Memoiren des Herzogs von Württemberg. — Erster bis  
dritter Theil.

1.

Prinzen, welche in einem Alter, wo sie noch die Ruthe des Schulmeisters hätten fürchten sollen, schon Regimenter commandirten oder Generalepauletts trugen, waren früher, zumal im vorigen Jahrhundert eine ziemlich häufige Erscheinung. Seltener waren unter ihnen diejenigen, welche mit der ihnen durch die Geburt eingeräumten Bevorzugung Eigenschaften vereinigten, welche sie fähig machten als Jünglinge den Rang würdig auszufüllen, den ihnen das Schicksal vorzeitig in den Schoß geworfen. Zu diesen Wenigen gehörte der Prinz und spätere Herzog Eugen von Württemberg. Geboren am 8. Januar 1788, aus einem Stamm, der sowohl dem deutschen Reiche wie dem aufstrebenden Königreich Preußen ausgezeichnete Truppenführer geliefert, gewann er sich frühzeitig die Gunst seines Onkels, des launenhaften Kaiser Paul und wurde von diesem im achten Lebensjahr zum russischen Oberst, im zehnten zum Generalmajor und Regimentschef ernannt. So konnte er sich schon im Feldzug 1807 mit jugendfrischen Geistes- und Körperkräften in höheren Stellungen bethätigen und stand bereits 1812 an der Spitze einer Division, 1813 und 1814 an der eines Armee-corps. Von nicht unbedeutender militärischer Begabung, strebsam, besonnen und tapfer, schwang er sich in den letzten drei Jahren zu einem der ausgezeichnetsten Führer des russischen Heeres empor und fand Gelegenheit von Moskau bis Paris Thaten zu verrichten, die in der Geschichte jener Zeit Epoche machen. 1814 war er bereits commandirender General und mit den höchsten russischen Orden geschmückt, der Liebling des Heeres, von dem Kaiser Alexander mit Huld, von der Kaiserin Mutter mit mütterlicher Zärtlichkeit behandelt. Aber so voll gefüllt, wie ihm auch das Glück seinen Becher darbot, mischten sich doch bittere Tropfen hinein. Die Huld, die ihm der Kaiser schenkte, war groß, die Selbstverläugnung, die er ihm zumuthete, war aber noch größer. Seine schönsten Waffenthaten, der heldenmüthige, die ganze verbündete Armee

Grenzboten II. 1863.

16

rettende Kampf bei Priesen, das unerschütterliche Aussharren seines Corps bei Bachau, sein rechtzeitiges Eingreifen vor Paris, brachten ihm gnädiges Lob aus Alexanders Munde unter vier Augen ein, aber keine öffentliche Anerkennung. Anderen wurde der Ruhm zugeschrieben, den er sich in heißer, todesmuthiger Anstrengung erworben, und seinen Antheil an der Eroberung von Paris erwähnt nicht einmal der Armeebericht. Die Gunst, die ihm frühzeitig der unglückliche Kaiser Paul geschenkt, wirkte nachtheilig auf seine ganze Laufbahn ein. Man weiß, in welchen gespannten Verhältnissen Alexander mit seinem Vater lebte, und die Rolle, die er bei der verhängnißvollen Katastrophe spielte, die seinem Leben ein Ende machte. Sie ist eine der düstersten Partien der russischen Geschichte. Daß Alexander die seinem Gewissen so peinlichen Erinnerungen an diese Ereignisse fern von sich zu halten suchte, wollen wir seinem Herzen zu Gute rechnen, und der Anblick des jungen württembergischen Prinzen, der ein Liebling seines Vaters gewesen war, mag ihm nicht wohlthuend gewesen sein. Aber er sah in ihm auch einen Nebenbuhler. Man erzählte sich in Petersburg, Paul habe kurz vor seinem Tode beabsichtigt, den Prinzen Eugen mit der Großfürstin Katharina zu vermählen und dieser an Alexanders Statt die Czarenkrone zuzuwenden. Wir müssen die Wahrheit dieses on dit dahin gestellt sein lassen, so viel aber geht aus Allem hervor, was der Herzog Eugen aus seinen Erlebnissen am petersburger Hofe mittheilt, daß es in dem Herzen des Kaisers den Keim zu einem tiefen Mißtrauen gegen seinen jungen Verwandten legte, das noch gesteigert wurde durch das Wohlwollen, das ihm die Kaiserin Mutter schenkte. Dies Mißtrauen zeigte sich in zahlreichen Vernachlässigungen und Zurücksetzungen, von denen weiterhin noch die Rede sein wird, und seine Ursachen blieben auch Anderen nicht unbekannt. Benningsen warnte den Prinzen einst vor der Zukunft und sprach die Ansicht aus, daß die Aufmerksamkeit, welche ihm die Kaiserin Mutter, seine Tante, widme, in kritischen Zeiten leicht Mißfallen in den Augen des Kaisers erregen könne, und daß es rathsamer für den Prinzen sei, sich mit voller Innigkeit dem Monarchen selbst anzuschließen, als durch dessen Mutter irgend etwas zu erreichen zu suchen. Ein anderer hochgestellter Freund prophezeigte dem Prinzen schon im Jahre 1811: Es werde ihm nie gelingen, den Kaiser Alexander dahin zu bringen, ihm aus eigenem Antriebe einen hohen, selbständigen Wirkungskreis in der Armee zu gewähren; je höher sein Ruf in derselben stiege, um so entfernter werde er diesem Ziele stehen. Das ist denn auch eingetroffen. Wenn der Herzog Eugen dem russischen Staate mit einer bei solchem Andank doppelt anerkennenswerthen Ausdauer die Thätigkeit seines ganzen Lebens gewidmet hat, so ist dies lediglich den Eigenschaften seines Herzens zuzuschreiben, das mit einer schwärmerischen Hingebung, welche man sonst nur bei weiblichen Gemüthern zu finden gewohnt ist, die Pietät, die er für seine

mütterliche Gönnerin fühlte, auch auf deren Sohn Alexander und später auf den Kaiser Nikolaus übertragen zu müssen glaubte.

Wir denken im Nachfolgenden der uns vorliegenden Biographie nicht Schritt vor Schritt zu folgen, sondern nur einzelne interessante Parteen herauszuheben, wo der Herzog mit hohen historischen Persönlichkeiten in nahe Berührung kam oder selbst Gelegenheit hatte, in die Zeitgeschichte mithandelnd einzugreifen. Zum Theil werden wir dazu genöthigt durch die Unvollständigkeit der von ihm gegebenen Mittheilungen, die über manche der wichtigsten Beziehungen, in denen er mit den Ereignissen gestanden, nur leise andeutend hinwegstreifen und seinen Antheil an der letzten Hälfte des Feldzugs von 1813 und dem von 1814 nur flüchtig skizzirend schildern.

Der Prinz wurde aus der ländlichen Einsamkeit von Karlsruh in Schlesien, wo er erzogen worden, plötzlich 1801 nach Petersburg an den Hof seines Onkels, des Kaiser Paul berufen. Er glaubte als Cadett in eine Erziehungsanstalt bestimmt zu sein, wunderte sich aber nicht wenig, als er in Petersburg pomphaft von Offizieren in glänzender Uniform empfangen und bald darauf in elegante Zimmer geleitet wurde, wo Fürst Subow, der Befehlshaber des Cadettencorps, ihn höflichst um seine Befehle frug. Das war ein Vorspiel der hohen Gunst, die ihm Kaiser Paul während seines kurzen Aufenthalts in der Czarenstadt zuwendete, und deren Nachwehen sich, wie schon erwähnt, ihm auf seiner späteren Laufbahn auf das Empfindlichste fühlbar machten. Vier Jahre später stand er am Hofe eines anderen Onkels, einem anderen Kaiser, Napoleon gegenüber.

Der Kurfürst von Württemberg liebte sich als großen Fürsten zu betrachten, obgleich er von Regententugenden keine und von sonstigen Eigenschaften nur Schlaueit und despotische Herrschsucht besaß. Wie dann Württemberg den Titel „Königreich“ und fast dreifache räumliche Ausdehnung gewann, von 660,000 auf 1,400,000 Einwohner stieg, kam zu der Großmonarchenlust auch der Wahn, eine Art Großmacht in Deutschland zu sein. Die Begegnung mit Napoleon, welche in ihren weiteren Folgen zu dieser für Deutschlands Entwicklung verhängnißvollen Umwandlung führte, schildert uns Prinz Eugen, der zur Hochzeit seines Veters, des Prinzen Paul, Sohnes des Kurfürsten, mit der Prinzessin Charlotte von Hildburghausen eingeladen war. Die Hochzeitsfeier fiel mitten in die Kriegswirren, welche der schmachvollen Capitulation des österreichischen Heeres bei Ulm vorangingen, und wurde gefeiert auf dem Lustschlosse Monrepos unweit Ludwigsburg, welches auf der Marschlinie des französischen Heeres lag. Hier fand am dritten Tage nach der Vermählung ein großer Ball statt, der gleich im Anfang durch die beunruhigendsten Nachrichten gestört wurde. Der Kurfürst gerieth in so lebhaftige Aufregung, daß er gar nicht Zeit fand, zur Abmachung so wichtiger Staatsangelegenheiten, über

die doch sonst das strengste Geheimniß bewahrt wurde, in ein Nebenzimmer zu treten, sondern sie mitten unter der Ballgesellschaft verhandelte. Das reizte natürlich die Neugier der Damen. Die Prinzess Katharina, für welche dieser Tag ebenfalls die Einleitung zu dem hohen Glück wurde, mit dem späteren König Hieronymus von Westphalen den Thron zu theilen, die heute aber noch mit ihrem Vetter, dem Prinzen Eugen, einen Walzer tanzte, zog ihren Tänzer in die Nähe des Kreises, der sich um ihren Vater gebildet hatte, und ließ etwas unbescheiden der Verhandlung ihr Ohr, worauf der Kurfürst sie mit einer Verbeugung und der Bemerkung fortwies: „On est appelé pour la danse et pas à mon conseil“. Der Tanz wurde nun fortgesetzt; bald jedoch trat eine neue Störung ein; denn plötzlich stürzte der Chevaulegerlieutenant von Landsberg fast athemlos herein und rief dem Kurfürsten zu: „Am Gottes Willen, gnädigster Herr, hören Sie mich an! die Franzosen sind keine Viertelstunde mehr von hier entfernt!“ Die Franzosen waren nämlich bei Strasburg über den Rhein gegangen, hatten bei Baihingen die württembergische Grenze überschritten und waren mit einer Colonne bereits bis Ludwigsburg unterwegs. Wie eine von einem unerwarteten Schuß aufgeschreckte Schaar Vögel stob die Gesellschaft auseinander, und der Kurfürst war nicht der gefasste. Alles stürzte nach den Wagen und es dauerte lange, ehe sich diese aus der grenzenlosen Verwirrung, die noch durch die falsche Kunde vermehrt wurde, daß französische Vortruppen bereits zu den Fenstern hereinsähen, herauswickelte, um eiligst nach Ludwigsburg abzufahren, welches die ganze Gesellschaft ohne weitere Gefährde erreichte.

Als am andern Morgen Prinz Eugen im Schlosse von Ludwigsburg ans Fenster trat, traf seine Augen ein überraschendes Schauspiel. Den Ameisen gleich bedeckten zahlreiche Gruppen Franzosen Wege und Felder, soweit der Blick reichte. Alle Straßen waren mit Fuhrwerk und Reiterei bedeckt. Das Fußvolf schien in lauter einzelnen Haufen, kaum geordnet, querselbein dazwischen zu schreiten. Es war das ganze Corps des Marschall Ney, der die vom Kurfürsten für seine Residenz verlangte Neutralität achtend an Ludwigsburg vorbeimarschirte, ohne es zu berühren. Weniger rücksichtsvoll zeigte sich der ihm folgende Marschall Lannes. In rother Husarenuniform, an der Spitze seines Stabes, verlangte er ungestüm Einlaß durch die Barriere, welche ihm eine württembergische Wache sperrte. Den groben Mann zu beschwichtigen, fuhr der Kurfürst selbst hinaus, und es gelang seinem beredten Munde, bei dem laut Scheltenden der Vorstellung Eingang zu verschaffen, daß der Besiß von Ludwigsburg keine militärischen Vortheile bringe, wohl aber das gewaltsame Eindringen (im Widerspruch mit den diplomatischen Formen) zu Streitigkeiten führen könne, die der Kaiser Napoleon, der nur nach großen Zwecken strebe, wohl selbst gern vermieden sehen möchte. Es glückte dem Franzosenkaiser für diesmal die Zornesblitze des Württembergers von seinem Haupte abzulenken;

denn Lannes ließ sich, wie Prinz Eugen behauptet, von dem Kurfürsten imponiren, und befahl seinen Truppen, um Ludwigsburg herum zu marschiren, nachdem er eine Einladung in das Schloß angenommen hatte. Die kurfürstliche Ungnade entlud sich dafür auf den Feldmarschall Hügel; denn an der Spitze von sieben Bataillonen und drei Schwadronen, welche die Heeresmacht Württembergs bildeten, stand ein Feldmarschall. Der arme Feldmarschall hatte mit drei Bataillonen Stuttgart besetzt und mit diesen den Marschall Ney mit seinen 23,000 Mann nicht am Einrücken verhindert. Er erhielt in ungnädigen Ausdrücken den Abschied, weil er den feindlichen Bajonetten nicht mit gleichbedeuter Eindringlichkeit, wie der Kurfürst, zu begegnen verstanden hatte.

Die beiden Marschälle waren nur die Vorläufer Napoleons, dessen Ankunft in Ludwigsburg auf den nächsten Tag angesagt war. Schon von sieben Uhr Morgens an war der ganze Hof im Schloß versammelt und mitten unter ihnen Prinz Eugen, der ein Habit-Habillé hatte anziehen müssen, da man es nicht angemessen fand, ihn in russischer Uniform vor dem Kaiser erscheinen zu lassen. Eine Wache französischer Garderegimentiere bezog die Posten mit der württembergischen Garde du Corps; zahlreiche Personen fanden sich ein aus dem Gefolge des Kaisers, die ihn hier empfangen sollten, und ein Kammerdiener nahm die zur Aufnahme seines kaiserlichen Herrn bestimmten Zimmer mit so ängstlicher Sorgfalt in Augenschein, daß ein Wigbold erklärte, der kurfürstliche Hof müsse sich davon im höchsten Grade beleidigt fühlen, da es zweifelhaft bliebe, ob der Diener Wanzen oder Meuchelmörder suche. Bis um acht Uhr Abends hatte der Hof sammt dem Kurfürsten auf den hohen Besuch gewartet, als die Nachricht kam, er werde nicht eintreffen, worauf der Kurfürst sich zu Bett begab, den Uebrigen aber zu bleiben befahl.

Prinz Eugen war während des Abends mit Bertrand, dem späteren Begleiter Napoleons nach St. Helena, damals noch dessen Adjutant, ins Gespräch gerathen. Als dieser vernahm, daß der Kaiser nicht kommen werde, bemerkte er mit feinem Lächeln: „Glauben Sie das nicht, es ist seine Art, Freunde und Feinde über seine Absichten im Dunkeln zu lassen. Ich habe eher heut Morgen als jetzt seine Ankunft bezweifelt.“ Er hatte wahr gesprochen; denn nach kurzer Zeit verkündeten Trommelwirbel und Glockentöne den Einzug Napoleons in Ludwigsburg.

Es war ein Glück für Württemberg, daß sich sein Kurfürst noch nicht ausgekleidet hatte. Er konnte noch zur rechten Zeit herbeieilen und stand am Fuße der Schloßterrasse, als Napoleon aus dem Wagen stieg und sich ihm sofort in die Arme warf. Von da an war Württemberg für Frankreich gewonnen.

Ueber den Eindruck, den Napoleon auf den jungen Prinzen machte, berichtet dieser: „Im Benehmen imponirte mir Napoleon auf den ersten Blick

nicht. Er schien, ohne gerade verlegen und unbeholfen zu sein, doch von keiner gewandten Tournüre, wie manche andere Weltmänner. Er besann sich eine Weile, ehe er sprach, und bat die Kurfürstin um Verzeihung, daß er in Stiefeln zu erscheinen gezwungen sei. Dann fügte er hinzu, daß er unwillkürlich den Wegen folge, die ihm sein Schicksal vorzeichne, und seine Kleidung nicht immer für alle Fälle passend wählen könne; — heute habe ihn sein glücklicher Stern hierher geführt, und er sei davon sehr befriedigt. — Die ganze Anrede, die ich nachzuschreiben versuchte, möchte ich möglicher Irrthümer halber hier, wo getreue Wahrheit im Vortrage mein Hauptbestreben ist, durch kein falsches Wort verlegen; daher beschränke ich mich auf die Angabe des Sinnes seiner Rede. Soll ich aber, auf Gefahr der Täuschung, meine Meinung aussprechen, so gestehe ich, daß ich seine Worte für einstudirt hielt, weil mir, als er dann später seine Umgebungen präsentirte, und bei jeder Person eine Anspielung auf ihr früheres Verdienst einschaltete, seine unverkennbaren Improvisationen weit besser gefielen. Schon im Laufe dieses nur kurzen Abends hatte am württembergischen Hofe Napoleon den Ruf großer Liebenswürdigkeit erworben. — Er zog sich heute bald aus der Versammlung zurück, während die Marschälle Berthier und Mortier, die Generale Clarke und Rapp und viele andere höhere Offiziere der Abendtafel noch beiwohnten. — Der Aufenthalt Napoleons verlängerte sich bis zum anderen Tage, wo er auch eine Unterredung mit dem Vater des Prinzen Eugen hatte, dessen Stellung als preußischer General er benutzte, um ein sehr verbindliches Schreiben nach Berlin gelangen zu lassen, bestimmt die Sendung Durocs dorthin zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit sprach er sich in sehr schmeichelhaften Ausdrücken über Preußen und dessen Beherrscher aus, natürlich nur, um bei dem Vermittler einen für seine Absichten günstigen Eindruck hervorzurufen. Ueber Oestreich und Rußland dagegen äußerte er sich ziemlich gereizt und geringschätzig. Es war dies seine gewöhnliche Weise, über die Gegner, mit denen er es unmittelbar zu thun hatte, zu sprechen. Er schilderte dem Herzog fürs Erste die Absicht Oestreichs als auf den Besitz von Bayern und Italien gerichtet, fügte dann aber rasch hinzu: „doch man irrt sich, wenn man glaubt, daß der Löwe schlafe. Ich werde gen Wien marschiren, als wäre es auf Etappen. Schon ist der Gegner aufgerollt, und seine Niederlage kann nicht fehlen. Die Hand voll Russen, die dahinter folgt, wird mich nicht hindern. Es sind brave Truppen, aber noch zu schwerfällig.“ Indem er dann eine Weile anhielt, fuhr er fort: „Ich begreife Ihren Neffen, den Kaiser Alexander, nicht. — Was will er denn eigentlich von mir? — Aber da ist freilich Ihre Frau Schwester, die mich nicht liebt, ob zwar ich sie sehr hochachte. — Der Kaiser Paul war mein Freund, wollte aber auf meinen Rath nicht hören. Die Russen sind schwer zu regieren, — jedenfalls gar pffiffig und verschmigt, zugleich aber hartköpfig; sie gehen ihren Weg,

man darf mit ihnen nicht scherzen und keine schwache Seite zeigen. — Gestehen Sie nur, Ihr Herr Schwager, der Maltheser-Großmeister, hatte besondere Eigenheiten. . . .!“ Den Schluß des Gesprächs bildete ein Anerbieten, dem jungen Prinzen Eugen eine Anstellung im französischen Heer zu geben, welches jedoch der Vater mit Hinweis auf die Jugend seines Sohnes und die Thatsache, daß derselbe noch nicht seinen Abschied aus russischen Diensten habe, dankend ablehnte. Beim Abschied grüßte der Kaiser den Prinzen noch besonders verbindlich im Vorübergehen mit einem leisen Händedruck und den Worten: „Jeune prince, je vous salue.“

Die Selbstgefälligkeit, mit welcher der Prinz alle diese kleine Aufmerksamkeiten registriert, verläßt ihn auch nicht während seines Besuchs am berliner Hofe im Januar 1806, wo er sich als Einen darstellt, auf dem schon damals die Hoffnungen deutscher Patrioten beruhten, während er doch damals weiter nichts war, als ein sehr junger deutscher Prinz, wie viele andere.

Gelegenheit sich zu bewähren und überhaupt etwas zu leisten, fand Prinz Eugen, als er im November 1806 ein Commando in der damals in Ostpreußen in Gemeinschaft mit den Resten der preussischen Heeresmacht operirenden russischen Armee übernahm. Auf dem Schlachtfeld hat er sich stets als ein General von richtigem Blick, Entschlossenheit und kaltblütigster Tapferkeit gezeigt und nur Verhältnisse von ganz eigener Art, die wir schon angedeutet, haben bewirkt, daß die Lorbeeren, die er sich auf dem Schlachtfelde erworben, um die Stirn Anderer gewunden worden sind. Ein elegisches Gefühl des Verkanntseins, doppelt bitter empfunden von einem Gemüth, das bei aller äußeren Bescheidenheit ein sehr lebhaftes Bewußtsein des eigenen Werthes besitzt, ist die Folge dieses Mißgeschicks, das den Prinzen bis an das Ende seiner militärischen Laufbahn verfolgt hat. Es bildet sogar einen Hauptzug in seinen Charakterbilde.

Im November 1806 traf der Prinz Eugen in Pultusk ein und meldete sich sofort bei dem commandirenden General v. Benningsen. Er war nach des Prinzen Schilderung ein durch Würde und Anstand zwar imponirender, aber doch sehr leutseliger, hagerer, langer Mann mit grauem Haar. Wir müssen dem hinzufügen, daß er bei aller Gutmüthigkeit für eitel und ehrgeizig und für einen Intriquanten galt, und wer die innere Geschichte des Feldzugs von 1812 kennt, wird dies Urtheil nicht ungerecht finden. Ueber seinen Antheil an der Ermordung Pauls des Ersten geht der Prinz in seiner rosenfarbenen Beschönigungslaune viel zu leicht hinweg. Von seiner Gutmüthigkeit aber erzählt er einige drastische Proben.

Der thätige Dujourgeneral des Commandirenden, Fock, verlangte in Königsberg den Tod mehrerer Plünderer, die entsetzlich gehaust hatten. Benningsen hielt ihnen in schlechtem Russisch eine Strafreden. Die Verurtheilten warfen sich ihm

zu Füßen. Er sagte dann zu Fock: „Beim Licht betrachtet, starben bei Gilaу so viel Schuldlose, daß man nun wohl auch ein paar Schuldige laufen lassen kann. Nicht wahr, Ihr werdet Euch bessern?“ rief er dann den begnadigten Sündern zu. — Er stand vor jedem rapportirenden Fähndrich auf. — Einst brachte ihm der Lieutenant Poncet vom dritten Jägerregimente in der Nacht einen wichtigen Rapport vom General Barclay de Tolly. — Er bot ihm einen Stuhl und sagte: „Sie werden müde sein und Durst haben; trinken Sie eine Tasse Thee, während ich lese.“ — Als dies geschehen war, begann Poncet aus eigenem Antriebe eine lange militärische Auseinandersetzung, die mehr für sein Talent, als sein Taktgefühl zeugte. — Benningfen schloß dabei ein, erwachte dann aber plötzlich und brachte eine Menge Entschuldigungen vor. „Sie sehen,“ schloß er dann, „die Natur verlangt ihre Rechte. Wir wollen nächstens das Gespräch fortsetzen.“ Auch im Dienste bei Gelegenheiten, wo er allen Anlaß hatte, derb dreinzufahren, war er sehr milde. Bei Gilaу schickte er einen seiner Adjutanten mit einem Auftrage zu einem Husarenobersten; der Offizier kam aber schnell mit der Meldung zurück, der Oberst sei an seiner Seite gefallen. „Das thut mir leid,“ erwiderte der General, „aber warum richteten Sie meinen Auftrag nicht an den Nächsten im Commando aus?“ Gleich darauf kam eine Schwadron Kürassiere aus dem Treffen zurückgesprengt. Benningfen rief ihr Halt zu; der Rittmeister erwiderte aber: „Hier mag der Teufel stehen.“ — „Nun, Herr Bruder,“ sagte Benningfen lächelnd, — „so halten Sie mich meiner wegen für den Teufel! Wir wollen zusammen stehen!“ Ohne ein Wort zu erwidern sammelte der Rittmeister seine Panzerreiter und führte sie wieder gegen den Feind.

Wir kommen jetzt zu einem der seltsamsten Intermezzos des Feldzugs von 1806, wo ein buchstäblich verrückter Feldherr das russische Heer auf einige Tage gegen Napoleon zu führen hatte. Kaiser Alexander hatte nämlich den Feldmarschall Grafen Kamensky zum Oberbefehlshaber ernannt, der am 20. September bei der Armee eintraf. Mit dem Ausruf, der Russe wolle vorwärts, änderte er die vorsichtigen Dispositionen des General Benningfen ab, warf die Truppen durcheinander, schickte die schwere Artillerie auf die Vorposten und richtete überall die gräulichste Verwirrung an. Der Prinz war dem neuen Oberfeldherrn durch die Kaiserin, seine Tante, dringend empfohlen worden und hatte die Bestimmung erhalten, sich seinem Gefolge anzuschließen. Wegen eines Fieberanfalls konnte er ihn jedoch nicht mit empfangen und meldete sich erst am ersten fieberfreien Tage bei ihm. Die Ordonnanzen wiesen den Prinzen in ein großes, leeres Zimmer, wo er eine Weile warten mußte. Das Weitere wollen wir den Prinzen selbst erzählen lassen. „Endlich kam ein kleines hägeres Männchen in Hemd und Nachtmüge herein, das, als es mich erblickte, verschwand, aber sehr schnell wiederkehrte und — ohne das Costüm gewechselt

zu haben, mir einen russischen Rapport des Grafen Peter Pahlen mit den Worten überreichte: „Lesen Sie!“ — Als dies geschehen war, rief er: „Bravo!“ erklärte, daß er meine Sprachkenntniß habe prüfen wollen, und fiel mir dann um den Hals. Des Küßens wollte es kein Ende nehmen, so wie der sich vermischenden und wiederholenden Ausrufe: „Prinz Württembergsky! — Cousin de Sa Majesté L'empereur! — Pleménick Mariä Feodorownä! (Neffe Maria Feodorownas) — Altesse Sérénissime! — Junges Blut! Molodiz — (Wackerer Bursche) Padi Sjudá! (komm her!) — Als er mich wieder los ließ, schrie er aus Leibeskräften, bis sich das Zimmer mit seinen Satelliten füllte, die er ausschalt, wie ich es noch nie hörte, und die größten, ja selbst gemeinsten Flüche austief.

Am anderen Tage hätte ich im Fieberparoxysmus keine ärgeren Phantastien haben können, als den Anblick des Feldmarschalls vor meinem Bette an der Spitze seines Gefolges, zu dem die nachherigen Generale Fürst Trubezkoy, Lewaschoff, Benkendorf und der Graf Tolstoy gehörten. — Er selbst trug einen weiten grünen Spenzer, der ihm über die Hüften herabhing, oben mit einem Shawl zusammengebunden; darüber hing ein breites, hellblaues Band des Andreasordens. Seine einzige Waffe bestand aus einem Kantschu, den er possierlich schwang, als er an mich herantrat und sprach: „Solch ein Kalbäsnik (Wurstmacher: spottweise Benennung der Deutschen, die in Rußland zuerst diesen Leckerbissen eingeführt haben sollen) ist der Benningssen, daß er nicht einmal einen einzigen geschiedten Arzt in seinem Corps hat, der mir den Prinzen curiren kann. Man hole mir einmal gleich einen solchen Firtlesag her, und weiß Gott! ich degradire ihn zum Soldaten, wenn mir der Prinz nicht morgen besser ist.“ Ich erwiderte, es sei nicht vonnöthen, morgen wäre mein fieberfreier Tag, und eine gute Dosis China würde schon das Uebrige thun.

„Was China!“ — fiel mir Kamenskly ins Wort — „hier muß radical curirt werden. Hol der Henker all die fremden Hähne, die man bei uns aufnimmt, und die Alles besser wissen wollen! Das krähet und brüstet sich, und unsere alten Urahnen drehen sich dabei im Grabe herum. Da gibts Recepte und Consultationen, schade um Worte und Papier.“ Alles das hätte noch als Nachäfferei Suwarows gelten können, der seine geistige Bedeutung hinter derartigen Absonderlichkeiten und Scurrilitäten maskirte — eine Nachäfferei, die damals in der russischen Armee sehr Mode war; aber des anderen Tags kam es schlimmer.

Am frühen Morgen des 23. December verfügte sich der Prinz nach dem Hauptquartier des Feldmarschalls, um sich dessen Gefolge anzuschließen. Es wimmelte dort von Adjutanten und Ordonnanzen, die aber stundenlang harren mußten, ehe der Oberbefehlshaber erschien. Wirres Treiben und wilder Lärm herrschte unterdessen im Hause und in dessen Umgebung. Es ging Treppe

auf, Treppe ab, es gab Rapporte und Befehle ohne Zahl, Ohrfeigen und Kantuschustreiche unter endlosem Jammergeschrei; da zum Fenster hinaus Flüche und Drohungen, dort den Angriff einer Husareneskorte auf die das Haus umdrängende neugierige Judenschaar und zuletzt endlich nach vierstündigem Warten ein allgemeines Aufsitzen, Säbelgeklirr und Trompetengeschmetter und Trommelschlag. Das galt dem Feldmarschall selbst: der diesmal in voller Gala war, nämlich in einem Bauernschafpelze, darüber einen kleinen Degen geschnallt und um den Kopf ein schmutziges Tuch turbanartig gebunden. Ein handfester Kerl hob ihn auf, als fasse er einen Hafersack, und setzte ihn auf einen Leiterwagen von dem Aussehen eines Armenfünderkarrens, der schon längst bereit stand. Darauf ging es sofort in einem Jagen durch Dick und Dünn vier Meilen weit nach Nowomiasfo, wo Benningensens Hauptquartier war.

Von dem Karren gehoben, wie er hinauf gehoben worden war, eilte der Feldmarschall in die kleine Stube, wo die ganze Generalität des Armeecorps versammelt war. Gleich beim Eintreten fuhr er auf den General Barklay de Tolly los und überschüttete ihn mit den größten Flüchen. Höflicher war er gegen den General Benningens, doch mußte auch dieser von ihm „den deutschen Vielwässer“ anhören. Immer aber war der Refrain seiner polternden Rede: „der Russe wolle vorwärts“. Einreden duldete er nicht, sondern befahl, sich in einer Stunde zum Kriegsrath zu versammeln. Die Stunde verging aber und mit ihr die ganze Nacht. Als die ersten Sonnenstrahlen durch das trübe Fenster in die Stube fielen, beschienen sie eine zahlreiche Versammlung von Generälen, die immer noch auf das Erscheinen des Oberbefehlshabers und den Beginn des Kriegsrathes warteten. Wohl hatten sie Ursache zu den langen Gesichtern, die sie machten, denn schon standen die Vortruppen im nachtheiligen Gefecht gegen den übermächtig andringenden Feind, und keine von den zahlreich eintreffenden Meldungen konnte an den Feldmarschall gelangen; denn er schlief noch und durfte nicht gestört werden. Gleich darauf ließ sich aus dem anstößenden Schlafgemach lauter Lärm vernehmen. Prügel klatschten, Tische stürzten um und Stühle zerbrachen. Deutlich hörte man, wie zwei Personen, von denen eine der Feldmarschall war, sich mit einander balgten und sich Flüche an den Kopf warfen. Bald darauf erschien derselbe handfeste Kerl in der Thür, der den Tag vorher den Feldmarschall auf den Karren gehoben hatte, und kündigte verdrießlich, aber mit gelassener Stimme den Versammelten an, daß der Graf aufgestanden und angekleidet sei. Gleichzeitig fuhr der Karren wieder vor der Hausthüre vor, der Feldmarschall ging eilenden Schritts ohne den, die Eröffnung des Kriegsraths erwartenden Generälen einen Blick zu schenken, durch das Zimmer, ließ sich wieder auf den Karren heben und dann ging es abermals über Stock und Stein von dannen.

Das Ziel der Heze war diesmal Nafielsk, wo das Gros der ostermann-

schen Division in Schlachtordnung stand, während sich ihre Vortruppen bei Czarnowo bereits mit dem Feinde schlugen. Die große Zahl der aus dem Gefecht zurückkehrenden Verwundeten legte Zeugniß ab für die Hefigkeit des Kampfes, und die Meldungen besagten, daß der viel stärkere Feind bald die Vorhut zurückdrängen würde. Obgleich insofern der Tag eine nachtheilige Wendung zu nehmen schien, waren doch die bei Nasielsk versammelten Truppen guten Muthes und brannten vor Begier, sich mit dem Feinde zu messen.

Graf Kamensky aber, der unterdessen ein Pferd bestiegen hatte, ritt an das pawlowsche Grenadierregiment heran und rief den Soldaten zu, sie wären verrathen und verkauft; Alles sei verloren und sie möchten nach Hause laufen. Er selbst ginge voraus!

Es war natürlich, daß ein derartiges Auftreten die äußerste Entrüstung erregte. Graf Ostermann kam an den Prinzen Eugen herangeritten und fragte, was das zu bedeuten habe. Der Prinz antwortete mit einer Bewegung des Zeigefingers nach der Stirn. Gleich darauf rief Graf Kiewen, der Chef des petersburger Grenadierregiments: „Und dieser Beseffene soll gegen Napoleon commandiren?“ Fast gleichzeitig fielen dann mehre ein „sagen Sie dem General (Benningen), hier würde Keiner dem Wahnsinnig gewordenen gehorchen!“

Das ließ sich der Prinz nicht zweimal sagen, sondern sprengte eiligst von dannen, sah sich aber bald von dem Flügeladjutanten Benkendorf, der ein frisches Pferd hatte, überholt. „Il est fou, archifou!“ rief ihm dieser im Vorbeijagen zu. So kam denn Prinz Eugen erst als der Zweite mit der Nachricht von Kamenskys Verrücktwerden bei Benningen an und bald folgten alle anderen Adjutanten des Feldmarschalls mit der gleichen Kunde, und meldeten sich bei Benningen. Von Nasielsk war mittlerweile Kamensky fast schonungslos weggewiesen worden und war darauf zu dem Grafen Sacken nach Popezin gefahren, wo es zu ähnlichen ärgerlichen Ausritten kam, wo man sich aber des Verrückten ebenfalls bald zu entledigen wußte. Die Verwirrung, welche seine widersprechenden Befehle unterdessen angerichtet hatten, war grenzenlos. Benningen wußte gar nicht mehr, wo er seine einzelnen Truppentheile suchen sollte. Schwere Batterien kamen auf den Vorposten an, konnten im Schlamm nicht auf der Stelle umdrehen und versanken in den Gräben. Ehe man sie herausbringen konnte, war der Feind da, und man ließ sie im Stich. Auf diese Weise gingen 42 Geschütze verloren. Bagagewagen versperren alle Wege und hielten zum Glück selbst die vordringenden Franzosen auf. Infanterie- und Reiterregimenter zogen der Kreuz und der Quer und gelangten bis in die Marschlinie des Feindes, der von ihrem unerwarteten Erscheinen stußig wurde und schon das Opfer eines wohlgedachten Planes zu sein glaubte.

Benningen that was er konnte, um der Unordnung zu steuern, und schickte nach allen Richtungen Adjutanten aus, um alle Truppen bei Pultusk zu sam-

meln. Mehr als sein Eingreifen wirkte die Erinnerung an Benningens früheren Befehl, der bereits Pultusk als Rendezvous angegeben hatte, und wie instinktmäßig richteten die sich selbst überlassenen Commandeure ihren Marsch diesem Orte zu.

Am Morgen des 26. war die Armee wieder leidlich beisammen, als Kamenskij von Neuem erschien. Er erklärte sich jetzt für verwundet und schien geneigt, dabei seine Kleider aufzuknöpfen, um den beim Fahren und Reiten erlittenen Schaden sehen zu lassen. Man hatte alle Mühe, ihn von diesem Aeußersten abzuhalten und ihn durch Complimente los zu werden. Bevor er wieder weg fuhr, sagte er sich jedoch von aller Verantwortlichkeit los und erklärte, sich in weiter Nichts mischen zu wollen. Auf einer Station zwischen Lomza und Ostrolenka kam er dann noch einmal zum Vorschein, und erst in Grodno erhielt ihn ein kaiserlicher Befehl, der ihn auf seine Güter verwies, wo er später von seinen Bauern erschlagen wurde.

Der Ausgang der Schlacht von Pultusk war eine Nachwirkung von Kamenskij's Berrücktheit. Benningens stand dort mit 66 Bataillonen (zu 600 Mann) und entsprechender Reiterei, den allerdings etwas stärkeren 32 Bataillonen und 30 Schwadronen des Marschall Lannes (dieser hatte außer seinem eigenen Corps noch eine Division von Davoust bei sich) gegenüber und war dem Feind an Artillerie unendlich überlegen. Aber weil er gar nicht wußte, wo sich die andern russischen Heerestheile befanden, hielt er es für sicherer, den Rückzug anzutreten. Erst andern Tags entdeckte er, welche große Vortheile er aus der Hand gegeben hatte. Er hatte die ganze ihm gegenüberstehende französische Heeresmacht in die Weichsel werfen können.

Der Schlacht bei Gilaу (7. und 8. Februar) wohnte Prinz Eugen ebenfalls im Gefolge Benningens bei. Am Vorabende des blutigen Kampfes machte er den Oberfeldherrn auf die hohe Wichtigkeit der Kreegeberge zur Anlehnung für die linke Flanke der russischen Armee aufmerksam. In Befolgung seines Rathes wurde auch die Division Kamenskij zur Besetzung des wichtigen Postens abgeschickt. Leider blieb sie aber nicht dort stehen, sondern wurde zur Verstärkung des rechten Flügels wieder zurückgenommen.

Von dem Beginn des ersten Schlachttages entwirft der Prinz ein lebendiges Bild. „Am die Mittagszeit,“ erzählt er, „näherete sich die Kanonade von der Arrieregarde her, und die äußersten Grenzen unseres Gesichtskreises füllten sich mit plänkelnden Reiterhaufen. — Ich konnte dies von meinem auf einige Augenblicke bezogenen Quartier am Ausgange der Stadt Gilaу deutlich bemerken, schwang mich zu Pferde und traf dann den General schon bei der großen Batterie des Obersten Jermolow auf den Hügeln dicht hinter dem Orte.

Die den Feind mit sich bringende Arrieregarde lieferte uns ein immer deutlicher sich entwickelndes Schlachtenbild, woraus man einen kräftigen, besonne-

nen und gehörig echelonnirten Widerstand erkannte. Reiterei in großen Massen rückte zugleich rechts und links von der Stadt dem Feinde entgegen; die Kanonade steigerte sich allmählig bis zu dem Donnergerassel heftig sich kreuzender Gewitter, und es war zu bemerken, wie muthige Attaquen unserer Cavallerie das feindliche Fußvolk bedrängten. Das Husarenregiment Elisabethgrad, an seinen gelben Pelzen von fern zu erkennen (unter seinem Obersten Jurkowsky) und die Dragoner von St. Petersburg (unter dem Grafen Manteuffel) hieben auch wirklich eine Colonne des Corps vom Marschall Soult zusammen und eroberten einige Adler; dennoch zeigte sich der feindliche Angriff immer umfassender, und seine Massen schienen wie aus der Erde zu wachsen. Jeder von uns gewann die Ueberzeugung, daß die Truppen jenseits der Stadt ohne Gefahr ihre bis jetzt inne gehaltenen Posten nicht mehr zu behaupten vermöchten. Und so war es denn auch wirklich; denn bald zog unsere Reiterei in langen Reihen in die Hauptstellung zurück, die äußersten Kämpen des Fußvolks unter Bagration und Baggowud, rechts und links hart an der Stadt vorbeimarschirend, thaten dasselbe, und bloß der Abtheilung des Generals Barclay blieb die Behauptung der Stadt überlassen, worauf schon einige über dieselbe bis zu uns sich verlierende Kanonenkugeln die unmittelbare Nähe des Feindes bethätigten. Ein Bataillon des taurischen Grenadierregiments unterstützte die Vertheidiger; doch reichte dasselbe nicht aus, da der Feind die Stadt von allen Seiten umfaßte, den Kirchhof besetzte und schon die Hauptstellung bedrohte. Die vierte Division unter dem General Somtow, welche, in Colonnen gebildet, zunächst stand, mußte nun auch vor, doch wich ihre Spitze zuerst unter dem lebhaftesten Feuer des Feindes. Alle Adjutanten des commandirenden Generals sprengten hin, um den Befehl zur Vertreibung des Feindes zu wiederholen. Das tulasche Regiment, in das ich zunächst selbst gerieth, stürmte darauf mit ausnehmender Tapferkeit in die Stadt hinein, von der die Unsrigen nur noch den innersten Theil behaupteten. Ihm folgte das nawaginskische. Die Regimenter Tobolsk, Polozk und Tenginok warfen sich dagegen mit einer fast beispiellosen Wuth auf den Kirchhof, wo es zum blutigsten Handgemenge kam, und wo die Franzosen auf grauenhafte Weise niedergemetzelt wurden. Auch in der Stadt selbst flogen die sich in die Häuser Rettenden, dort niedergestochen, so haufenweise zu den Fenstern heraus, daß die Untenstehenden selbst den Tod unter den fliegenden Leichen hätten finden können. Ein so gräßliches Blutbad wird die Kriegsgeschichte selten aufzuweisen haben, und der furchtbare Schlachtgesang, der mich während meines Rittes ins Hauptquartier beim Sinken des Tages noch begleitete, wird zeitlebens in meinen Ohren wiedertönen. Ich brachte nach Aufklappen, wo Benningsen weilte, die Nachricht, daß die Stadt völlig in unsern Händen sei. Spätere Berichte meldeten jedoch, sie sei wieder verlassen worden. Das Letztere hatte auch seine Richtigkeit, da General Somtow sich

auf den zur Räumung eingegangenen ausdrücklichen Befehl berief. — Von wem er herrührte, ist nicht eingestanden worden; ich glaube aber von Benningsen selbst, der den Feind absichtlich auf unsere großen Batterien hinter der Stadt anlocken und die Truppen in derselben nicht ebenso bloßstellen wollte, als es an diesem Abende die französischen Eindringlinge gewesen waren. In der Nacht ritt Benningsen viel umher und traf Aenderungen in der Aufstellung der Truppen. Der rechte Flügel wurde verkürzt und die Reiterei auf beiden Flügeln aufgestellt. Beim sechsten Regimente der fünften Division (Tutschkoff) erwartete nun Benningsen den Anbruch des Tages, und man kann ihm für seine Mühsigkeit und Thätigkeit bei dieser Gelegenheit nicht genug Beifall schenken.“

Der zweite Schlachttag begann ebenfalls günstig für die Russen. Der erste Versuch der Franzosen, aus Gilau vorzubrechen mißlang bekanntlich vollständig, und Augereau und Soult kamen dabei sehr ins Gedränge. Glücklicher war dafür der französische Angriff auf den russischen linken Flügel, wo Davoust die Russen zwang, bis Auklappen zurückzugehen und mit einer Batterie von vierzig Geschützen, die er auf den unbesezt gebliebenen Kreegebergen auffahren ließ, die zurückweichenden Massen mit vernichtender Wirkung beschuß. Gegen Mittag gestalteten sich die Sachen so bedenklich, daß Benningsen selbst hineilte, und Prinz Eugen, der entsendet worden war, hatte ihn dort aufzusuchen. Er fand ihn in der Nähe des Vorwerks Auklappen unter einem Haufen von Flüchtlingen und im heftigsten Kanonenfeuer. „Wer noch nie einer Deroute beigewohnt hatte, mußte Alles verloren wähen. Zwar goß der Feind gleichsam nur wie mit Lavaströmen von der besetzten Höhe auf uns herab, ohne übrigens einen Tirailleur zu zeigen; aber der Eindruck war nichts desto weniger erschütternd und wurde durch die Verwirrung unserer Reiterei vermehrt. In deren geschlossenen Colonnen wirkte das feindliche Eisen schreckenerregend. Es sprang namentlich ein Pulverkasten im olviopolschen Husarenregimente, der dessen ganze dicke Masse gleich einem Mückenschwarme auf dem Felde zerstreute. Mitten unter diesen Wirren stand der alte Benningsen eisensfest. Ein kühner, trefflicher Reiter, trotz seiner zweiundsechzig Jahre, gewährte er auf seinem Schimmel einen wahrhaft imponirenden Anblick.“

Ein noch älterer Begleiter, der General der Cavallerie v. Knoring, der dem Feldzuge nur als Beobachter beiwohnte, und den Benningsen oft scherzend seinen Hofmeister nannte, benahm sich hier dem Anschein nach etwas auffallend. Er ließ es an Vorstellungen über den mißlichen Standpunkt für einen Commandirenden nicht fehlen und wiederholte ohne Unterlaß: „Mein lieber Leontii — Leontiwitsch, — Sie werden hier todt geschossen werden, wie ein fauler Hund, und dadurch Niemand zu etwas dienen; machen Sie, daß Sie aus diesem Satänspsuhl entkommen, ehe es zu spät ist!“ Während ähnlicher Aufforderungen, zu denen Benningsen lächelnd schwieg, schlug eine Granate dicht

neben dessen Pferde in den Schnee und wirbelte im Kreise umher, bis sie plagte und ihre Stücke über unsere Köpfe hinaus schleuderte, ohne Jemand zu beschädigen. Da gerieth der alte Knorring förmlich in Wuth, spuckte aus und rief: „da haben wir den D . . . . .!“ — und noch einige Worte mehr.“

Wir müssen gleich hier zur Rechtfertigung des alten Herrn bemerken, daß es lediglich Besorgniß um die Person des Oberbefehlshabers, nicht um die eigene Sicherheit war, was ihn zu den eben erzählten Aeußerungen veranlaßte; denn er war es, der etwas später die in Unordnung zurückweichenden zwei Divisionen des linken Flügels wieder sammelte und sie in einem Haken mit dem Centrum, mit der Stirnseite nach den Kreegebergen gerichtet, aufstellte.

Ehe es aber dahin kam, war die Verwirrung auf dem russischen Flügel so arg geworden, daß Benningsen sich bewegen ließ, langsam gegen Schmoditten zu reiten, das eine halbe Meile hinter dem rechten Flügel auf der Straße nach Königsberg lag. Er schien ziemlich rathlos zu sein; denn erst auf halbem Wege ertheilte er wieder den Befehl, die Flüchtlinge bei Schmoditten zu sammeln, und ritt selbst von neuem gegen Kutschitten vor. Hier traf ihn endlich der preussische Hauptmann Both mit der frohen Nachricht, daß Lestocq auf dem Schlachtfeld eingetroffen sei. Er brachte freilich nur 5—6000 Mann, aber diese genügten, um dem russischen linken Flügel wieder Halt zu geben und Davousts Vorrücken durch die Wegnahme von Kutschitten ein Ziel zu setzen. Er rettete damit die russische Armee vor einer vollständigen Niederlage. Es wäre wohl noch mehr zu erreichen gewesen, wenn auf Benningsen nicht die Verwirrung seiner eignen Truppen, die er mit angesehen, einen zu lebhaften Eindruck gemacht, und er gewußt hätte, daß sich ein Theil des französischen Heeres, die Corps Augereau und Soult, ebenfalls in vollständiger Auflösung befanden.

Nach dem Frieden von Tilsit begab sich Prinz Eugen nach Petersburg. Nach seinen eigenen, zum Theil dunkeln und lückenhaften Andeutungen war seine Stellung in Rußland keine angenehme. Zwar hatte er eine wahre Freundin in der Kaiserin Mutter, die ihn fast wie einen Sohn behandelte, aber auch sie, wie er sich selbst ausdrückt, fand sich mehr als einmal veranlaßt, dem Rade seines Glückes in die Speichen zu greifen. Es war die Nachwirkung der Gunst, die ihm Paul der Erste geschenkt hatte, die ihm überall hemmend in den Weg trat.

Eine andere Ursache der Kälte des Kaisers Alexander suchte der Prinz in seinen Beziehungen zu der preussisch-deutschen Partei. Der Prinz läßt uns im Dunkeln, von welcher Art diese eigentlich waren. Er sagt uns nur, daß alle diejenigen, welche an der Möglichkeit verzweifelten, daß sich Preußen durch eigene Kraft von seinem tiefen Fall erheben könnte, auf ihn die Augen geworfen und in ihm den zukünftigen militärischen Dictator Deutschlands gesehen hätten. Es scheint uns dabei ein gut Stück Selbsttäuschung mit unterzulaufen,

Dazu gehörte doch nicht blos ein Feldherr, sondern vor Allem ein Staatsmann und was uns der Prinz von Urtheil über politische Verhältnisse und Persönlichkeiten jener Zeit, z. B. über Stein, Scharnhorst und Gneisenau zum Besten gibt, zeigt ihn keinesfalls mit den Eigenschaften begabt, die eine solche, den Ereignissen gebietende Rolle voraussetzt. Wir haben auch in keinem der jetzt doch ziemlich zahlreichen Memoirenwerke aus jener Zeit, so viel wir uns erinnern können, eine Stelle gefunden, wo einer der großen deutschen Patrioten, die selbst unmittelbar nach dem Falle Preußens auf dessen Erhebung hin zu arbeiten angingen, auf den Prinzen als den zukünftigen Messias Deutschlands hingewiesen hätte. Uns scheint die Abgunst, womit Kaiser Alexander den Prinzen Zeit seines Lebens behandelt hat, bei dem eigenthümlichen Charakter des Kaisers, der bei allen sentimentalen Anwandlungen von Edelmuth und Ritterlichkeit doch im Grunde seines Herzens mißtrauisch und nachtragend war, hinlänglich motivirt durch die seine eigensten Interessen benachtheiligenden Pläne welche Kaiser Paul in Bezug auf den Prinzen Eugen nach glaubhaften Gerüchten gehegt haben soll.

Wir schließen hier, um in einem zweiten Artikel den Prinzen auf den größeren Schauplatz seiner militärischen Thätigkeit zu begleiten, den er 1812, 1813 und 1814 in Rußland, Deutschland und Frankreich und dann in einer viel späteren Zeit seines Lebens, in dem türkischen Feldzug von 1828 betrat.

### Sahns neugriechische Märchen.

Zu Anfang dieses Jahres wiesen wir unter Mittheilung einiger Beispiele auf das nahe bevorstehende Erscheinen dieser neuen Märchensammlung, der ersten auf neugriechischem Gebiet, hin. Jetzt, wo uns durch die Güte des Verlegers ein beträchtlicher Theil derselben in Aushängebogen vorliegt, haben wir die Freude anzeigen zu können, daß dieses Werk achtbarsten Gelehrtenfleißes in wenigen Wochen dem größern Publicum zugänglich sein wird. Indem wir die schöne Arbeit der Aufmerksamkeit der Leser im Voraus lebhaft empfehlen, bemerken wir, daß der Verfasser alle Erwartungen erfüllt, welche die ersten Proben erweckten. Die ausführliche Einleitung enthält mancherlei seine Gedanken über Wesen und Alter des Märchens und überraschende Aufschlüsse über